

ROBERTO SIMANOWSKI

## JEAN PAULS VERGEBLICHE POSTMODERNITÄT

### 1. Flussers Wohnung

Vilém Flusser, der 1920 in der Tschechoslowakei geboren wurde und später in Brasilien als Kommunikationswissenschaftler und Medienphilosoph wirkte, schreibt in seinem Buch *Bodenlos. Eine philosophische Autobiographie*:

Jede Wohnung ist für ihren Bewohner hübsch, weil er an sie gewöhnt ist. [...] Die an die Wohnung herankommenden Geräusche sind häßlich, weil sie Gewohntes stören. Verarbeitet man sie zu Informationen, werden sie schön, weil sie in die Wohnung eingebaut werden. [...] Die Beheimateten verwechseln Heimat mit Wohnung. Sie empfinden daher ihre Heimat als hübsch, wie wir alle unsere Wohnung als hübsch empfinden. Und dann verwechseln sie die Hübschheit mit Schönheit. Diese Verwechslung kommt daher, daß die Beheimateten in ihre Heimat verstrickt sind und daher für das herankommende Häßliche, das etwa in Schönheit verwandelt werden könnte, nicht offen stehen. Patriotismus ist vor allem ein Symptom einer ästhetischen Krankheit.<sup>1</sup>

Das hier diagnostizierte ästhetische Problem des Patriotismus ist im Grunde ein informationstheoretisches. Patriotismus wird als endogam operierendes Informationsverarbeitungssystem beschrieben, das Geräusche von außen als Störung blockiert – vergleichbar dem kommunikationstheoretischen Nationalismuskonzept von Karl Deutsch, der Nationalismus als eine Geistesverfassung beschreibt, »die ›nationalen‹ Nachrichten (messages), Erinnerungen und Vorstellungen einen bevorzugten Platz in der gesellschaftlichen Kommunikation und ein stärkeres Gewicht im Entscheidungsprozeß einräumt.«<sup>2</sup> Flusser nennt die Störung zunächst häßlich und führt dann eine wichtige Unterscheidung zwischen hübsch und schön ein: Hübsch ist das Vertraute, schön ist das durch Fremdes Bereicherte, also das vertraut gewordene Häßliche.

Es sei betont, dass Flusser nicht von Adaption spricht, wenn er von der Integration des Fremden handelt, sondern von Kenntnisnahme, von der Verarbeitung der Geräusche zu Information. Bemerkenswert ist die Unterstellung,

---

<sup>1</sup> Vilém Flusser, *Bodenlos. Eine philosophische Autobiographie*. Düsseldorf 1992, S.262.

<sup>2</sup> Karl W. Deutsch, *Nation und Welt*, in: *Nationalismus*, hrsg. von Heinrich August Winkler. Königstein/Ts. 1985, S.49–66, hier: S.51.

dass verarbeitete Geräusche automatisch schön sind. Das hieße, dass Information per se keine Störung sein kann. Folgt man, wie die meisten Medientheoretiker, Gregory Batesons Definition von Information als Unterschied, der einen Unterschied macht,<sup>3</sup> ist zumindest zu konzedieren, dass Information eine Differenzerfahrung konstituiert, deren Ausgang offen ist, auch in Richtung Störung. Auf der Ebene der Werte- und Orientierungsmuster wird Störung überhaupt erst erfahbar, wenn Geräusch Information wird. Das normativ Fremde bleibt verborgen am kognitiv Fremden. Erst wenn das Andere bekannt ist, kann es seine Gegensätzlichkeit entfalten – weswegen das diffuse Geräusch generell auch erträglicher sein mag als der gewusste Unterschied. Ist also, so die Frage zurück an Flusser, das Andere wirklich schon schön, indem es bekannt wird?

Flussers informationsästhetische Kritik des Patriotismus ist getragen von einer Liebesutopie, die im Geräusch nicht Bedrohung sieht, sondern Kenntnisgewinn, der sich *immer* als Bereicherung auszahlt. Für Flusser gibt es keinen Wissensverlust im Informationsgewinn, wie es die Grunderfahrung des modernen Menschen im Kontext von Globalisierung und Multikulturalität ist. Denn für Flusser ist Wissen – als Verarbeitung von Information zu kulturellen Orientierungsmustern und Handlungsgewissheiten – kein statisches Phänomen, das gegen Infragestellungen durch Informationszuwachs geschützt werden müsste. Seine Liebesutopie ist All-Liebe der Information, gleich welcher Art und Herkunft. Für ihn kann Information Wissen – und das ist in der Metaphorik der zitierten Passage die Wohnung bzw. Heimat – nicht demontieren, weil er Wissen so beweglich konzipiert wie Heimat.<sup>4</sup> Das Unterwegssein, das nomadische Sich-Ent-Setzen aus allem Gewohnten wird ihm geradezu Verpflichtung des Menschen, weswegen er in den Migranten die wahren Missionäre sieht.<sup>5</sup>

Mit diesem Konzept des Werdens statt des Ortes steht Flusser der Postmoderne nahe, die von *Identität im Übergang* sprach (Wolfgang Iser), gegen die either/or-Matrix für den *horror of indetermination* plädierte (Zygmunt Bauman) und die Nicht-Zugehörigkeit, das *displacement*, positiv gegen stati-

<sup>3</sup> Gregory Bateson, *Steps to an ecology of mind*. San Francisco 1972, S.453.

<sup>4</sup> Flussers Unterscheidung zwischen Heimat und Wohnung begründet sich etymologisch (Wohnung = Gewohnheit), ist aber überflüssig, wenn nicht irreführend, da beide Begriffe als Metaphern letztlich auf das Gleiche zielen und das Gleiche fordern: Die Verarbeitung von Geräusch zu Information und deren Einbau in das, woran man gewöhnt ist.

<sup>5</sup> Vilém Flusser, *Von der Freiheit des Migranten. Einsprüche gegen den Nationalismus*. Mannheim 1994, S.63.

sche Heimat- und Identitätsauffassungen stellte.<sup>6</sup> Die postmoderne Wohnung ist nicht hübsch geordnet, sondern ein systemloses Flickwerk. So wie die postmoderne Architektur. Das Urbild dafür aber ist Jean Paul. Jedenfalls in den Augen von Götz Müller, der sich dazu in seinem Aufsatz *Mehrfache Kodierung bei Jean Paul* auf Jean Pauls Zeitgenossen und Schriftstellerkollegen Jens Immanuel Baggesen beruft, der gesagt hatte: Jean Paul sieht »als Schriftsteller aus, wie eine Sammlung aus allen Trümmern Babylons, Persepolis', Roms und Nürnbergs, auf *einem* Platz auf gut Glück untereinander zusammengehäuft, – als Stadt aussehen würde.«<sup>7</sup> Müllers Kommentar übersetzt die Architektur- und Wohnungsmetapher zurück ins Epistemologische und ist deutlich getragen vom Geist des Poststrukturalismus, wenn er Jean Pauls Methode gegen den Vorwurf des Eklektizismus verteidigt als »Dissoziationen der Schrift zu Schrift-Stücken«, womit die »Subkodes von ihren mehr traditionellen Bedeutungen ab[gelöst]« werden.<sup>8</sup>

Inspiriert von diesem Kommentar seien im Folgenden weitere Aktualitätsbezüge in Jean Pauls Schaffen aufgezeigt, was zunächst zu Flussers informationsästhetischer Patriotismuskritik zurückführt.

## 2. Jean Pauls Witz

Jean Paul apostrophiert in seiner Erziehungslehre *Levana* Bücher als Stifter einer »Universalrepublik«, die als virtuelles weltbürgerliches dem nationalen, staatlichen Erziehungsmonopol entgegengestellt werden kann:

[...] durch das ökumenische Konzilium der Bücherwelt [ist] kein Geist mehr der Provinzialversammlung seines Volks knechtisch angekettet [...] Und darum nun wird jetzo mit einiger Hoffnung gegen die Zeit erzogen, weil man weiß, das gesprochne Wort des deutschen Lehrers klinge von dem gedruckten wider und der

<sup>6</sup> Richard Sennett, für den die jüdisch-christliche Kultur in der Erfahrung des Nichtseshaft-Seins wurzelt, sieht in der Sehnsucht nach Heimat gar einen Widerspruch zu den »humanistischen Werten der Heimatlosigkeit, wie sie zu Beginn westlicher Zivilisation entstanden«. Richard Sennett, *Die zweite Wunde*, in: *Das verunsicherte Europa*, hrsg. von Hilmar Hoffmann und Dieter Kramer. Frankfurt a.M. 1992, S.94–111, hier: S.98.

<sup>7</sup> Götz Müller, *Mehrfache Kodierung bei Jean Paul*, in: *JJPG* 26/27 (1992), S.67–91, hier: S.68.

<sup>8</sup> »Was Jean Paul betreibt, ist kein Eklektizismus, der aus den unterschiedlichsten Quellen mittels des Iudiciums das Richtige auswählte und zu einer vernünftigen Philosophia perennis vereinigte, sondern die Dissoziationen der Schrift zu Schrift-Stücken, die er promiscue nebeneinanderstellt. Diese miszellaneische Methode löst die Subkodes von ihren mehr traditionellen Bedeutungen ab, indem sie Schrift-Stücke aus ihrem jeweiligen Kontext herausschneidet und nebeneinander aufklebt.« (Ebd.)

Weltbürger gehe unter der Aufsicht der Universalrepublik nicht im Bürger eines verderbenden Staats zugrunde. (I/5,550)

Als Inhalt international distribuerter Bücher generiert Schrift somit eine Kommunikationsgemeinschaft, die weit über die national spezifizierte *imagined community* hinausgeht, die in der Nationalismusforschung als Produkt einer gemeinsam geteilten Sprache diskutiert wird.<sup>9</sup>

Der zweite Schlüsselbegriff für Jean Pauls kosmopolitisches Informationskonzept ist der Witz. Allgemein als Vergleich und unvermittelte Erfindung von Zusammenhängen definiert (I/5,171), spielt der Witz nicht nur eine zentrale Rolle in Jean Pauls Erzählstil, sondern auch in seiner Erziehungslehre.<sup>10</sup> So enthält die *Levana* ein eigenes Kapitel *Bildung und Witz*, das die »Entwicklung des Witzes« bei Kindern fordert, weil dies das »Ideen-Räderwerk immer schneller zu gehen zwingt« und weil der Witz »durch Erfinden Liebe und Herrschaft über die Ideen gibt«, wobei Jean Paul beklagt, dass man gewöhnlicherweise »die Kinder mehr Ideen als die Handhabung der Ideen lehrt« (I/5,842). Jean Paul spricht schließlich von der im Erziehungsgang notwendigen »Freilassung durch den Sanskulottentag und die Spielstunde des Witzes« (I/5,843), die in seiner Rolle als Lehrer konkret dazu geführt habe, dass seine Eleven witzige Einfälle aufeinander und über ihn selbst notierten (I/5,844f.).<sup>11</sup>

Das bildungs- und gesellschaftspolitische Programm dieser Spielstunde liegt im Konzept des »gelehrten Witz«, der, wie es in der *Vorschule der Äs-*

<sup>9</sup> Vgl. Benedict Anderson, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London, New York 1983; Ernest Gellner, *Nations and Nationalism*. Oxford 1983. Der Gedanke, dass der Buchdruck nicht Baumeister, sondern Erosion der Nation sei, findet sich zeitgleich bei Herder, wenn auch mit deutlich ambivalentem Urteil: Für Herder hat durch die Buchdruckerei, durch die »die Werke aller Nationen allen gemein wurden, der ruhige Gang eigenthümlicher Composition großentheils aufgehört«. (Johann Gottfried Herder, *Herders Sämtliche Werke*, hrsg. von Bernhard Suphan, Berlin 1877–1913, Bd.18, S.91.) Die unterschiedliche Haltung beider Freunde in dieser Frage indiziert keineswegs Fremdenangst bei Herder, sondern resultiert aus dessen anders konzipiertem Informationsmanagement, das auf Ordnung und System zielt, während Jean Paul auf Labyrinth und Witz setzt. Vgl. dazu Roberto Simanowski, *Die methodischen Grundlagen des Nationalismus am Beispiel Johann Gottfried Herders*, in: *Nationale Identität. Aspekte, Probleme und Kontroversen in der deutschen Literatur*, hrsg. von Johanna Jablkowska und Malgonata Polróle. Lódz 1998, S.52–66.

<sup>10</sup> »Der ästhetische Witz, oder der Witz im engsten Sinne, der verkleidete Priester, der jedes Paar kopuliert«, so Jean Pauls Binnendifferenzierung, »tut es mit verschiedenen Trauformeln«: unbildlich, bildlich und akustisch. Während der unbildliche, reflexive Witz mittels Antithese operiert (der Zerstreute macht sich einen Denkartzettel, um etwas zu vergessen), baut der bildliche Witz auf Phantasie (der Sturm zürnt) und der akustische Witz – als primitivste Form – auf den Bezug des Gleichlauts (Wortspiel, Kalauer). (I/5,173)

<sup>11</sup> Vgl. §54 »Notwendigkeit deutscher Witzkultur« in der *Vorschule der Ästhetik*.

*thetik* heißt, auf alles anspielt, »auf was man will, auf alle Sitten, Zeiten, Kenntnisse, sobald man nur den fremden Gegenstand einheimisch macht« (I/5,204f.). Der gelehrte Witz führt systemüberschreitend Informationen zusammen, im Hinblick auf nationale, aber auch soziale und geopolitische »Kreise«:

Wo hörte das Recht fremder Unwissenheit [...] auf? Der Gottes- und der Rechts-Gelehrte fassen einander nicht – der Großstädter fasset tausend Kunstanspielungen, die dem Kleinstädter entwischen – der Weltmann, der Kandidat, der Geschäftsmann, alle haben verschiedene Kreise des Wissens – der Witz, wenn er sich nicht aus einem Kreise nach dem andern verbannen will, muß den Mittelpunkt aller fordern und bilden; und noch aus bessern Gründen als denen seines Vorteils. Nämlich zuletzt muß die Erde *ein* Land werden, die Menschheit *ein* Volk, die Zeiten ein Stück Ewigkeit; das Meer der Kunst muß die Weltteile verbinden; und so kann die Kunst ein gewisses Vielwissen zumuten. (I/5,205)

Was Hegel Jean Paul vorwarf – die »barocke Zusammenstellung von Gegenständen, welche zusammenhangslos auseinanderliegen und deren Beziehungen, zu welchen der Humor sie kombiniert, sich kaum entziffern lassen«, jene Willkür also, die »äußerlich das Heterogenste – brasilianische Pflanzen und das alte Reichskammergericht – zueinandergebracht [hat]«<sup>12</sup> –, das erhebt Jean Paul zum Programm. Die Entzifferungsprobleme, die Hegel konstatiert, evozieren das Geräusch als Störfaktor, von dem Flusser spricht. Ohne Frage stört auch der Witz das Gewohnte, muss per Definition genau dies tun, und zweifellos kann solche Störung sich mehr oder weniger geräuschvoll vollziehen. Und sie kann gegebenenfalls eben auch hässliches Geräusch bleiben, unüberführbar in schöne Information, wenn zum Beispiel der Zusammenhang von brasilianischen Pflanzen und Reichskammergericht nicht vermittelbar ist.

Die Geräuschverarbeitungskapazitäten des Publikums dürften recht unterschiedlich ausfallen, zumal wenn nicht nur der gelehrte Witz die verschiedenen sozialen und bildungsspezifischen Wissenskreise verbinden will, sondern auch das Buch, in dem er dies tut. Nur für den Urheber des Geräusches ist dieses immer schon Information – und eigentlich, sofern es für ihn kein Unterschied mehr ist, nicht einmal das. Was die Leser betrifft, ist der Witz, indem er eine vorher unbewusste Verbindung zwischen zwei Polen aufzeigt, ebenso wie die Information, ein Unterschied, der sich, ebenso wie diese, selbst erschöpft, sobald die Information integriert, das Andere zum Eigenen geworden ist. Dass ein Witz auch mehrmals bei der gleichen Person gelingt, liegt daran, dass die postulierte Verbindung (bzw. der Unterschied, den diese

<sup>12</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik. Theorie-Werkausgabe Bd.13*, hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt a.M. 1970, S.382.

Verbindung erkenntnismäßig bedeutet) weiterhin als Gewohnheitsverstoß wahrgenommen wird (als methodisch subversiv), während die Information ›lediglich‹ als Wissenszuwachs wirkt (als inhaltlich additiv).

### 3. Jean Pauls Systemkritik

Zur bereits erwähnten Rolle des Witzes in Jean Pauls Erziehungstheorie bleibt nachzutragen, dass Jean Pauls *Levana* sich vehement gegen Fichtes *Reden an die deutsche Nation* richtet, nicht nur wegen deren unverhohlener nationaler Arroganz, sondern auch bezüglich der postulierten Bestimmtheit des Wissens und Autorität des Lehrers.<sup>13</sup> So wie der Witz das zentrale Wort in Jean Pauls Erziehungslehre ist, ist es der Ernst in Fichtes: »wir müssen ernst werden in allen Dingen, und nicht fortfahren bloß leichtsinnigerweise und nur zum Scherze dazusein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unsern übrigen Denken, und unserm Handeln zur festen Richtschnur dienen.«<sup>14</sup>

Fichtes Forderung nach unerschütterlichen Grundsätzen mag an Flussers hübsch eingerichtete Wohnung erinnern, die ihr Eingerichtetsein durch Lärmdämmung zu sichern sucht. Dass Jean Paul Fichtes Forderung vielfach attackiert hat, ist Jean Paul-Kennern geläufig.<sup>15</sup> Die Kritik richtet sich dabei auf den Willen zum System, das alternativen Perspektiven unzugänglich ist,<sup>16</sup>

<sup>13</sup> Vgl. Jean Pauls Rezension der *Reden* unter der Rubrik *Kleine Bücherschau* in: II/3,688–703.

<sup>14</sup> Johann Gottlieb Fichte, *Reden an die deutsche Nation*. Hamburg 1978, S.193. Die nationalis-tische Konnotation des Aufrufs wird evident, wenn Fichte den »redlichen Fleiß und Ernst in allen Dingen« der Deutschen dem »genialische[n] Spiel« der Franzosen gegenüberstellt (ebd., S.74). Vgl. Fichtes Mahnung an die Lehrer bzgl. ihres Verhältnisses zum Schüler: »Willst du etwas über ihn vermögen, so mußt du mehr tun, als ihn bloß anreden, du mußt ihn machen, ihn also machen, daß er gar nicht anders wollen könne, als du willst, daß er wolle.« (Ebd., S.152f.)

<sup>15</sup> Zum Beispiel wenn er sich in den *Nachdämmerungen* 1810 gegen die »philosophischen Statthalter Christi, welche ihre Werke [...] für ewige und beste erklären«, wendet, was auf Fichte zielt, der geschworen habe, »er wolle in die Hölle fahren, wenn er sich je ändere« (I/5,1080).

<sup>16</sup> »Zuletzt wird einer systematischen Gilde – ich darf wieder die kritische nennen – [...] jede andere Sprache (als ihre lingua franca) gänzlich unverständlich und mithin jede Anschauung unzugänglich.« (I/3,1028) »Warum wil uns doch ieder Lerer der Philosophie das System aufdringen, welches er für's ware hält; warum wil ieder Professor aus seinen Schülern Anhänger der Sekte machen, welche ihm die beste scheint? – Daß doch ieder Mensch der Despot über unsre Sele sein wil, der er über den Körper werden wil. Jeder verfelt seines Zweks, der uns denken wil lernen, indem er uns an sein System anketet – das heist nicht unserm Verstand, sondern unser Gedächtnis üben.« (II/1,225) – Zu Jean Pauls Kritik am »philosophischen Egoismus« à la Fichte vgl. Hartmut Retzlaff, *Jean Paul: Geschichte – Sprache – Körper*, in: *Text+Kritik. Sonderband Jean Paul*. 1983 (1970), S.139–161.

und operiert interessanterweise ebenfalls mit der Wohnungsmetapher. So notiert Jean Paul über das bloße Talent der Philosophie, das »ausschließend-dogmatisch, sogar mathematisch und daher intolerant« ist:

es numeriert die Lehrgebäude und sagt, es wohne No. 1. oder 99. oder so, indes sich der große Philosoph im Wunder der Welt, im Labyrinth voll unzähliger Zimmer halb über, halb unter der Erde aufhält. Von Natur hasset der talentvolle Philosoph, sobald er seine Philosophie hat, alles Philosophieren; denn nur der Freie liebt Freie. (I/5,50)

Kein Wunder also auch, dass Jean Paul im *Brief über die Philosophie* dem imaginierten Sohn rät: »Beschütze gegen die Despotie jedes Systems deine höhere poetische Freiheit durch das Studium aller Systeme« (II/4,1022). Dieser System-Skeptizismus lässt sich bis zu seinem frühen Text *Jeder Mensch ist sich selbst Masstab, wonach er alles äussere abmisst* (1780) zurückverfolgen, in dem Jean Paul die individuellen Denk- und Begriffssysteme – er spricht auch von »individueller Sprache« – nicht nur als verschieden, sondern schon postmodern als inkompatibel und unübersetzbar beschreibt, mit ähnlich aporetischer Folge für die Rechtssprechung, wie Derrida sie später in seiner Untersuchung zur *Gesetzeskraft* notiert.<sup>17</sup> Ich gehe hier nicht weiter auf Jean Pauls Sprachphilosophie ein, die ausführlich von Monika Schmitz-Emans, der ich auch den Hinweis auf diesen frühen Jean Paul-Text verdanke, untersucht wurde.<sup>18</sup> Wichtiger ist mir, abschließend zu erläutern, warum Jean Pauls Witz im Internet nicht die Auferstehung feiert, die man erwarten könnte.

#### 4. Jean Paul und die neuen Medien

Das Internet sollte eigentlich ganz nach Jean Pauls Geschmack sein: Nicht nur, weil es seine Hoffnungen auf eine ins Weltbürgertum überwundene bzw. ausgedehnte Vaterlandsliebe zu erfüllen schien, denn Netzbeobachter sprachen

<sup>17</sup> II/1,71: »Kein Mensch ist im Stande, die Handlung eines andern zu beurteilen, weil er seine Lage nicht hat, seine Absichten nicht kent. – Ich glaube, niemand wird nach den Gesezen recht gerichtet. Sie sind zu allgemein; und Strafen selten den Verbrechen proportionirt. Und man unterscheidet noch dazu nicht, ob das, was bei diesem Subiekt' ein Verbrechen ist, es auch bei einem andern ist.« Vgl. Jacques Derrida, *Gesetzeskraft, Der ›mystische Grund der Autorität‹*. Frankfurt a.M. 1991, S.33: »Die Gerechtigkeit ist eine Erfahrung des Unmöglichen. Ein Gerechtigkeitswille, ein Gerechtigkeitswunsch, ein Gerechtigkeitsanspruch, eine Gerechtigkeitsforderung, deren Struktur nicht in der Erfahrung einer Aporie bestünden, hätten keine Chance jenes zu sein, was sie sein wollen: ein gerechter, angemessener Ruf nach Gerechtigkeit.«

<sup>18</sup> Monika Schmitz-Emans, *Schnupfuchsknoten oder Sternbild. Jean Pauls Ansätze einer Theorie der Sprache*. Bonn 1986.

chen früh von einer Online-Nation, die sich da jenseits aller Ländergrenzen bilde, als Universalrepublik der Websites gewissermaßen, vereint im Bewusstsein gemeinsamer Mediennutzungspraktiken.<sup>19</sup> Schon das Operationsprinzip der digitalen Medien, das im Binärcode 0/1 alles mit allem zu verbinden erlaubt, erhebt das Kopulieren des Witzes im Grunde zum ontologischen Prinzip. Aber die technologisch eingeschriebene Transmedialität ist nur eine des Effekts statt der Erkenntnis, und Mediennutzungspraktiken verlieren – anders als religiöse Bewegungen – ihre gemeinschaftsstiftende Funktion, sobald ihnen – wie es nach der erfolgreichen Popularisierung und Kommerzialisierung des Internet im 21. Jahrhundert der Fall ist – die Besonderheit abhandenkommt.

Gewichtiger ist ein anderes zentrales Merkmal der neuen Medien: der Hyperlink, der das Kopulieren technologisch installiert, und zwar prinzipiell im Modus des Witzes statt des Scharfsinns, nämlich im Modus des Sprunges. Während in Jean Pauls produktionsästhetischer Unterscheidung zwischen Scharfsinn und Witz jener die Leser »durch eine lange Reihe von Begriffen das Licht tragen« und »dem Erfinder die ganze Mühe des Erfindens nachmachen [lässt]«, fährt bei diesem das Licht »aus der Wolke selber« (I/5,172). Der Scharfsinn ist gewissermaßen ein Witz, der sich bei der Arbeit zusehen lässt und seine Rechtfertigung mit sich führt. Er ist, so Jean Paul, ein »Witz der zweiten Potenz« (ebd.), wobei ›Witz zweiten Ranges‹ genauer wäre, da die gedankliche Transparenz des Scharfsinns den Überraschungseffekt des Witzes nicht verstärkt, sondern halbiert. Beim Witz müssen die Leser den vom Autor eingesetzten, aber nicht präsentierten Scharfsinn selbst erbringen, um die behauptete Verbindung zu legitimieren, deren Frontstellung zu ihrem bisherigen »Wahrheitsgefühl« umso mehr einen »süßen Kitzel des erregten Verstandes« (I/5,174) schafft, je ökonomischer der Witz dargeboten wird: »Kürze ist der Körper und die Seele des Witzes« (I/5,176). Der Scharfsinn hingegen nimmt die Leser wie in einer mathematischen Beweisführung an die Hand und erklärt Schritt für Schritt, wie man von A zu O kommt. Der Witz ist also geistige Praxis, der Scharfsinn ›nur‹ geistige Erkenntnis.<sup>20</sup>

<sup>19</sup> Zur Utopie der Online-Nation vgl. Roberto Simanowski, *Digitale Medien in der Erlebnisgesellschaft. Kultur – Kunst – Utopie*. Reinbek bei Hamburg 2008, S.216–245.

<sup>20</sup> Diese Aussage unterstellt freilich, dass es keine intuitive Erkenntnis des Witzes ohne den begrifflichen Nachvollzug des Scharfsinns gibt, was gerade mit Blick auf Jean Pauls witzige Definition des Witzes – als »der verkleidete Priester, der jedes Paar kopuliert« (I/5,173) – fraglich ist, die intuitiv verständlich ist, bis sie scharfsinnig befragt wird. Denn wenn der Witz Verschiedenes plötzlich und scheinbar willkürlich zusammenführt, während der Scharfsinn die Zusammenführung begrifflich legitimiert, dann ist der Priester – der Paare ja nicht zusammenführt, sondern institutionell legitimiert – in dieser Metaphorik genau genommen



Der Hyperlink entspricht dem Modus des Witzes, denn er kann schon aufgrund der alternativen Navigationen, die er erlaubt, keine Zwischenschritte sichern.<sup>21</sup> Bedeutet dies eine Renaissance des Witzes Jean Paulscher Art im Internet? In diese Richtung deuten zumindest Erwartungen, die Anfang der 1990er Jahre in den Hypertext gesetzt wurden, als dessen Struktur der Vernetzung, Rekonfiguration und Relativierung als Auflösung der textlichen Abgeschlossenheit, als Stärkung der konstruktivistischen Wahrnehmungsperspektive gegenüber der objektivistischen und gar als Revolution hin zu Ironie und Skeptizismus feierte.<sup>22</sup> Schon damals gab es auch Gegenstimmen, die darauf verwiesen, dass der begrüßten multiplen Verlinkung eine Atomisierung vorausgeht, die auf selbstständige, kontextunabhängig verständliche Einheiten zielt, also Vereinfachung statt Vertiefung oder gar dekonstruktivistische Manöver bedingt.<sup>23</sup> Zudem standen der erhofften Subversions- und Erhellungswirkung des Hypertext von Anfang an die Forderung des Webdesigns entgegen, gerade das zu unterlassen, was den Witz ausmacht: Zwei (zumindest auf den ersten Blick) offenbar völlig isolierte Elemente – wie brasilianische Pflanzen und deutsches Reichskammergericht – zu verbinden. Die Legitimation des Hyperlink, so die Anweisungen der Usability-Forschung, muss sich auf den ersten Blick erschließen: als Detailbezug, als Thema-Rhema-Relation oder einfach als lexemische Verwandtschaft. Die Erschließung durch den Scharfsinn der Leser kann schon deswegen nicht erwartet werden, weil die Verlinkung, sobald sie unvermeidliche Grundregel des Mediums ist, anders als im Falle des Vergleichs und des Witzes in traditionellen, linearen Kommunikationsformen nicht mehr notwendig als bewusste rhetorische Figur mit der Aussicht auf »Lichtzuwachs« (I/5,173) erscheint.

Dem rezeptionsästhetischen Einsatz des Scharfsinns widersteht die Natur des Mediums aber auch deswegen, weil sie von interpretatorisch-analytischer

---

nicht der Witz, sondern der Scharfsinn, was sich mit Jean Pauls Bezeichnung des im Wortspiel wirksamen Zufalls als »wilde Paarung ohne Priester« deckt (I/5,193).

<sup>21</sup> Der Hyperlink verbindet in seiner nicht-trivialen Form einen Absprungsort mit einem Ankunftsort, an dem wiederum mehrere Links als Absprungsorte zu verschiedenen Ankunftsorten präsentiert werden. Die Alternativität der Navigation wächst exponentiell und subvertiert jeden Versuch einer scharfsinnigen, Schritt für Schritt operierenden Beweisführung.

<sup>22</sup> George P. Landow, *Hypertext 2.0. The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology*. 2. Aufl. Baltimore, London 1997, S.65, 83 und 225; Stanley Aronowitz, *Looking Out: The Impact of Computers on the Lives of Professionals*, in: *Literacy Online. The Promise (and Peril) of Reading and Writing with Computers*, hrsg. von Myron C. Tuman. Pittsburgh 1992, S.119–137, hier: S.133.

<sup>23</sup> Terence Harpold, *Conclusions*, in: *Hyper/Text/Theory*, hrsg. von George P. Landow. Baltimore, London 1994, S.189–222; David Kolb, *Socrates in the Labyrinth*, in: ebd., S.323–344.

auf informationsgewinnende Lektüre umstellt, was zumeist kulturkritisch als Wechsel von »deep attention« zu »hyper attention« im Modus des »multitasking« und »powerbrowsing« diskutiert wird.<sup>24</sup> Witzige, auf den ersten Blick unverständliche Hyperlinks müssen im medienspezifischen ›Dauerregen der Links‹ daher mit der gleichen Reaktion rechnen, die Jean Paul der Lektüre des gelehrten Witzes durch *Leserinnen* unterstellt: »Stoßen sie etwan auf gelehrten Witz: so schreien sie nicht ungebärdig oder jammern über gestörten Nex, sondern sie lesen still weiter und wollen gar nicht wissen – um leichter zu vergeben und zu vergessen –, wovon eigentlich die Rede gewesen.« (I/5,206) Dieses »leichte[] [L]esen« der »Weiber« (ebd.) ist die Begleitererscheinung des schnellen Lesens im Internetzeitalter, das trotz technologischer Unterstützung epistemologisch nicht auf Jean Pauls Seite ist.

Aber auch in technologischer Hinsicht begegnet der Witz in den neuen Medien zunehmend einem bedrohlichen Gegenspieler: dem Algorithmus. Das mag zunächst nicht einsichtig sein, immerhin generiert auch Statistik – auf die algorithmische Datenanalyse ja hinausläuft – Vergleichbarkeiten. Aber diese Vergleiche schaffen keine semantischen Einsichten, sondern konkretisieren nur Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede, die ohnehin vermutet werden: zwischen Verkaufszahlen, Wählerstimmen und der Produktivität von Wissenschaftlern. Zudem widersprechen statistische Vergleichbarkeiten dem Verbindungswillen des Witzes darin, dass sie Normalitäten erzeugen, während der Witz vom Ungewohnten lebt.

Über diese methodische Differenz von Witz und Algorithmus hinaus führt die Datenanalyse, die der Algorithmus vornimmt, nicht dazu, das Datenangebot zu erweitern, sondern einzuschränken, was sich im Internetalltag darin ausdrückt, dass Buch- oder Musikplattformen Produkte empfehlen, die ungefähr dem Geschmack der Adressaten entsprechen, dass Google auf das gleiche Eingabewort verschiedene Ergebnisse präsentiert, abhängig von bisherigen Suchanfragen und Online-Aktionen der Nutzer, und dass Facebook vor allem die Updates derjenigen ›Freunde‹ anzeigt, deren Facebook-Seite man regelmäßig besucht. Während die Personalisierungs-Algorithmen aus Sicht von Google, Facebook und anderen Informationsplattformen das Kommunikationsangebot optimieren, minimieren sie aus der Perspektive Vilém Flus-

<sup>24</sup> Der französische Philosoph Bernhard Stiegler spricht von reflexionsloser »Wachsamkeit«, und unterstellt, wie die Hirnforscherin Maryanne Wolf und der Wissenschaftspublizist Nicholas Carr, eine psychogenetische Mutation zuungunsten von Raisonement und Gedächtnis (Bernhard Stiegler, *Die Logik der Sorge. Verlust der Aufklärung durch Technik und Medien*. Frankfurt a.M. 2008, S.118). Vgl. Maryanne Wolf, *Proust and the Squid: The Story and Science of the Reading Brain*. New York 2007; Nicholas Carr, *The Shallows: How the Internet Is Changing the Way We Think, Read and Remember*. London 2010.

sers und Jean Pauls damit Geräusch und Überraschung, mit den erwähnten unerwünschten Abschottungskonsequenzen. Netz-Theoretiker sprechen deswegen vom Filter-Bubble als »Displacement Factor«, »Daily Me« und »Ich-Schleife« der Autopropaganda,<sup>25</sup> die permanent Fremdes verdrängt und Gleiches zu Gleichem gesellt. Vollzieht sich diese Personalisierung im Bereich des Politischen, gefährdet sie zugleich die Grundlagen der Demokratie, die auf einer beharrlichen Kommunikation der Gegensätze basiert.<sup>26</sup>

## 5. Der unzeitgemäße Jean Paul

Das Internet wird damit zur Negation all dessen, wofür Jean Pauls Entautomatisierung von Wahrnehmung und sein antisystematisches Informationsweltbürgertum stehen. Zwar verhält sich der Hyperlink potentiell zum Algorithmus wie Jean Pauls Witz zu Fichtes Ernst, indem er willkürlich Verbindungen stiftet, während der Algorithmus systematisch vorgeht und kohärente Informationseinheiten schafft. In der Praxis aber unterstützt auch der Hyperlink nicht Jean Pauls Sache, denn die Lektüre im Dauerregen der Links mag zwar dem Ernst – der eine vertiefte, konzentrierte Lektüre verlangt – widerstehen, befördert deswegen aber noch nicht zugleich den Witz: Weil der Link produktionsästhetisch den Scharfsinn der Leser gar nicht in Anspruch zu nehmen wagt und weil er, selbst wenn er es täte, reproduktionsästhetisch auf den Einsatz des Scharfsinns nicht rechnen kann. Wie Ralf Simon in seinem Beitrag erinnert, sah Jean Paul schon für seine Zeit – des Übergangs vom intensiven zum extensiven Lesen –<sup>27</sup> das Problem der Informationsflut und der unzureichenden Verarbeitung des Aufgenommenen, was ohne die von ihm selbst benutzten Verarbeitungstechniken des synthetisierenden Exzerpieren und komparativen Indexierens in der Seele der Leser »nicht eine einzige gewässerte Pflanze, sondern eine nasse Sandwüste« zurücklasse (II/3,772).<sup>28</sup> Das von Jean Paul befürchtete ergebnislose Überspülen des Gedächtnisses

<sup>25</sup> Andrew L. Shapiro, *The Control Revolution. How the Internet is Putting Individuals in Charge and Changing the World We Know*. New York 1999, S.111; Cass Sunstein, *Republic.com 2.0*. Princeton, Oxford 2001, S.44; Eli Pariser, *Filter Bubble. Wie wir im Internet entmündigt werden*. München 2012, S.22.

<sup>26</sup> Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, *Hegemony and Socialist Strategy: Towards a Radical Democratic Politics*. London, New York 1985.

<sup>27</sup> Vgl. Rolf Engelsing, *Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit. Das statistische Ausmaß und die soziokulturelle Bedeutung der Lektüre*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, Bd.X, Frankfurt a.M. 1970, S.945–1002, hier: S.959.

<sup>28</sup> Vgl. Ralf Simons Beitrag in diesem Band: *Durcheinanderprosa*, Kapitel II.

beschreibt wohl recht gut das Lektüremodell unter den Bedingungen der Informationsgesellschaft und des Hyperlinks.

In seinem Nachruf zu Jean Pauls Tod sieht Ludwig Börne Jean Paul an der Pforte des 20. Jahrhunderts stehen, lächelnd wartend, »bis sein schleichend Volk ihm nachkomme«. <sup>29</sup> Ist es ihm gefolgt? Hat das 19. Jahrhundert Leser geschaffen, »die lesen können«, wie Friedrich Schlegel es sich von ihm 1800 in seinem enttäuschten Abgesang auf das *Athenaeum*-Projekt erhoffte? <sup>30</sup> Die Konferenz zu Jean Pauls 250sten Geburtstag *Jean Paul und die literarische Moderne* begann mit der Annahme, dass Jean Paul heute so unzeitgemäß ist wie damals. <sup>31</sup> Nicht, weil er inzwischen altmodisch geworden wäre, sondern weil er den Lesern – und Nicht-Lesern – noch immer weit voraus ist. Dieses Urteil fiel ohne Bezug auf die neuen Medien, die für Jean Paul-Spezialisten gewöhnlich nicht zum eigenen Forschungsfeld gehören. Wie die hier vorliegende Untersuchung zeigt, ist der Befund bei Kenntnisnahme der neuen Medien durchaus zu erhärten: Sowohl der Witz als auch die Systemkritik – zwei wesentliche Kennzeichen für Jean Pauls Erzählstil und Weltsicht, die zugleich maßgebend für das postmoderne Informationsmanagement sind und damit auch für postmoderne Poetiken – gehören nicht zu den populärsten Figuren zeitgenössischer Rhetorik.

Jean Paul erscheint postmoderner nicht nur als das aktuelle Publikum, sondern auch als die neuen Medien, die einst – vor allem im Hinblick auf den Hypertext – als praktische Umsetzung postmoderner Theorie gefeiert wurden. <sup>32</sup> Während Schlegel sich vom Beschleunigungseffekt der Moderne – »Die neue Zeit kündigt sich an als eine schnellfüßige, sohlenbeflügelte; die Morgenröte hat Siebenmeilenstiefel angezogen« – <sup>33</sup> eine Vertiefung auch des Denkvermögens versprochen hatte, haben die neuen Medien im Kontext des »multitasking« und »powerbrowsing« das Denken vor allem horizontal beschleunigt, als erhöhte Kapazität der Informationsaufnahme und –auswahl.

<sup>29</sup> Ludwig Börne, *Denkrede auf Jean Paul*, hrsg. von Karl Rauch. Dessau 1924, S.6.

<sup>30</sup> Friedrich Schlegel, *Über die Unverständlichkeit*, in: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Erste Abteilung: Kritische Neuausgabe, Band 2. München, Paderborn, Wien, Zürich 1967, S.363–373, hier: S.371.

<sup>31</sup> Vgl. Helmut Pfotenhauers Aufsatz in diesem Band: *Zwischenruf. Jean Paul als Unzeitgemäßer betrachtet*, der auch den Verweis auf Börne enthält.

<sup>32</sup> So sah Jay David Bolter im Hypertext »a vindication of postmodern literary theory« (Jay David Bolter, *Literature in the Electronic Writing Space*, in: Tuman (Hg.), *Literacy Online* [Ann.22], S.19–42, hier: S.24) und Landow – dessen einflußreiche Monographie *Hypertext* den programmatischen Untertitel *Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology* trug – sah in der neuen Technologie die Verkörperung der Ideen von Barthes, Derrida und Foucault (Landow [Ann.23], S.91).

<sup>33</sup> Schlegel [Ann.30], S.370.

Der »süße Kitzel des erregten Verstandes« (I/1,174), der angesichts einer unerwarteten Paarung empfunden wird und im Interesse ihres scharfsinnigen Nachvollzugs die Lektüre innehalten lässt, fällt dem Kitzel der Geschwindigkeit, die unter dem Diktum der »hyper attention« das extensive Lesen potenziert, zum Opfer. Wiederholungslektüre, auf die auch Schlegel – er spricht vom »zyklische[n]« und »potenzierte[n] Lesen«<sup>34</sup> – beim mündigen Leser zur Auflösung des auf den ersten Blick unverständlichen Textes hoffte, widerspricht den Postulaten der neuen Medien.

Die List der Geschwindigkeit aber ist, um auf Flusser zurückzukommen, der Schutz der Wohnung: Das »leichte«, »weibliche«, schnelle Hinweglesen über das Unverständliche rettet auch vor dem Ungewohnten, denn der »informationelle Hausfriedensbruch« mag, wie eingangs eingewandt, erst dann eintreten, wenn das Geräusch wirklich zu Information verarbeitet wird.

---

<sup>34</sup> Friedrich Schlegel, *Zur Philologie*, in: ebd., 2. Abteilung, Band 16, S.67 und S.139.